

ein besseres und vor allem verständlicheres Sprachgewand des Psalters einfach vorstellt. Das ist es, was wir in unserem Buche „Der Davidpsalter des Römischen Breviers“¹ mit Weglassung des ganzen wissenschaftlichen Apparates und ohne alle Einzelbegründung der angenommenen Verbesserungen zu tun versucht haben. Wir berufen uns dabei ausdrücklich auf die Gesamtarbeit unserer zeitgenössischen katholischen Exegese und Textkritik, der wir mit allem Guten, was wir hier vorlegen dürfen, uns vielfach verpflichtet fühlen. Wir wollen unsererseits nur zeigen, wie das Kunstwerk, an dessen Wiederherstellung so viele fleißig gearbeitet haben, aussieht, wenn das Gerüst einmal weggeräumt ist.

Albert Rembold S. J.

Legende der Zeit in Dänemark

Zum 150. Male wurde in Kopenhagen ein Schauspiel aufgeführt, das in ganz Skandinavien einen außerordentlichen Erfolg hatte. Das Textbuch erlebte vom 2. September bis zum 18. Oktober 1932 sieben Auflagen. Es handelt sich um Kaj Munks „Ordet“ („Das Wort“). Viel besprochen, viel gelobt, viel bekämpft wurde das Werk des dänischen protestantischen Pfarrers. Verletzt waren manche seiner Amtsbrüder durch die scharfe Kritik am Religiösen. Ein bekannter Literaturkritiker, Henning Kehler, behandelte es in einem Radiovortrag und nannte es das beste Werk der dänischen Literatur seit Holbergs „Jeppe paa Bjerget“ und „Rasmus Montanus“.

Man kann das Drama einen Schrein nach Übernatur nennen, der eben deshalb ein so lautes Echo findet, weil die dänische Volkskirche in diesen Monaten sich in einer ernsten Krise ihrer Glaubenslehre befindet, einer Krise, die durch Otto Larsens Buch: „Skatten i Lerker“ („Der Schatz in irdenen Gefäßen“), sich scharf zuspitzte. Der protestantische Pfarrer Otto Larsen schrieb nämlich ein modernistisches Glaubensbekenntnis nieder, das stark von der Lehre der Volkskirche abweicht, nachdem übrigens schon mehrere Pfarrer sich zu einem ziemlich dogmenfreien Christentum bekannt hatten. Bei vielen entfesselte sein Buch

einen Sturm der Entrüstung und die Forderung, ihn von der Seelsorgestelle zu verabschieden. Aber da zeigte sich klar die Hilflosigkeit der protestantischen Bischöfe (die — wie ein boshafter Kopf bemerkte — „nicht mehr Autorität in der protestantischen Kirche besitzen als sieben Kramhändler“).

Ein anderes Symptom der Krise ist ein Paktieren einzelner Pfarrer mit dem Sozialismus: sie predigen den Arbeitern einen religiösen Sozialismus ohne Erbsünde, ohne Altes Testament. Andere gehen auf die Forderung einer bürgerlichen, d. i. areligiösen, Konfirmation ein. Beim Anblick dieses Abgleitens des Religiösen in Materialismus und Rationalismus kann man das Aufhorchen verstehen, das Kaj Munk mit seinem „Wort“ weckte.

Man hat mit Recht gesagt, das Werk behandle die Religion in Dänemark. „Das Wort“ ist ein Gericht über den Protestantismus und seine verschiedenen Richtungen: über den Grundtvigianismus mit seiner optimistischen, gefühlvollen religiösen Haltung, über die „Innere Mission“ mit ihrer strengen, unversöhnlichen Verkündigung des Gott-Richters, über die rationalistische Haltung von Pfarrern der Volkskirche, selbst über radikale Freidenker. „Wir nennen Mission und Grundtvigianismus verschiedene Richtungen, nein, es sind zwei verschiedene Religionen“, sagt der Grundtvigianer Borgen.

Die Fabel von Kaj Munks „Gegenwartslegende“ ist rasch erzählt: Gut Borgen in Jütland war seit Jahrzehnten eine Hochburg des Grundtvigianismus; der alte Borgen hoffte, daß von seinem Hof durch seinen Sohn Johannes das religiöse Leben Dänemarks einmal einen großen Aufschwung nehmen werde. Aber beim Studium Björnsons und Kierkegaards ruinierte sich Johannes die Nerven, und da seine Braut bei einem Unglücksfall vor seinen Augen stirbt, wird er wahnsinnig und hält sich für Jesus von Nazareth. Sein ältester Bruder Mikkel ist Freidenker geworden. Dessen fromme Frau Inger trägt ein Kind unter ihrem Herzen, von dem der alte Borgen einen Seth erwartet, der ihm den verlorenen Johannes ersetzen soll. Anders, ein zweiter Bruder des Johannes, will die Tochter des Schneiders Peter, eines

¹ gr. 8^o (208 S.) Paderborn 1933, Schöningh. Kart. M 3.—, geb. Gzl. M 4.80.

glühenden Anhängers der Innern Mission, heiraten, eines Mannes, der den großen Grundtvig für verdammt hält und seine Lehre verwirft. Darum verweigert er Anders seine Tochter. Da flammt der alte Grundtvigianer Borgen auf und geht in hellem Zorn zu Schneider Peter. Es kommt zu einer erregten religiösen Auseinandersetzung und zuletzt zu Handgreiflichkeiten. Plötzlich meldet man dem alten Borgen, daß der Zustand seiner Schwiegertochter Inger sehr bedenklich geworden sei. Der herbeigerufene Arzt tötet das Kind, kann aber trotzdem das Leben der Mutter nicht retten. Beim erschütternden Anblick der Leiche findet der geistesranke Johannes den Gebrauch seines Verstandes wieder, flieht einige Tage in die Einsamkeit, kehrt vor dem Begräbnis zurück und hält am offenen Sarge eine vernichtende Rede gegen alle, die sich Christen nennen, aber keinen Wunderglauben haben. Er selbst hat in stiller Einsamkeit mit Gott gerungen, sich den Wunderglauben und die Wundermacht erbeten, und nun — erweckt er Inger zum Leben. Der Freidenker Mikkell glaubt wieder an Gott, der alte Borgen erkennt seine Sündenschuld, und auch der Schneider Peter ist erschüttert. Aber der radikale Arzt nimmt jetzt an, daß Inger überhaupt nicht tot war. Am hilflosesten steht der Pfarrer der Volkskirche da: er hat ja die Möglichkeit dieses Wunders geleugnet, ja selbst Jesu Wunder sind ihm nicht sicher.

Streng ist des Dichters Gericht über die religiöse Lage in Dänemark. Gewiß anerkennt er das ergreifende Beten und die Innerlichkeit des Grundtvigianers, seinen Vorsehungsglauben, seine Gottergebenheit, aber er vermißt bei ihm den Wunderglauben. Überzeugend wirkt auch der Ewigkeitsernst, das Sündenbewußtsein, der Opferwille der „Innern Mission“, aber auch hier fehlt der lebendige Wunderglaube. Der Geistliche der Volkskirche ist in seinem Rationalismus und irenischen Relativismus die kläglichste Figur: hohl und höchst taktlos, eine äußere Religiosität, die vom Staate mit 5000 Kr. bezahlt wird. Der Träger der Idee ist ein Narr, der in seinem Wahnsinn und auch als Geheilte die allerschärfste Kritik an seiner religiösen Umgebung übt, vor allem an der Volks-

kirche, die er „Judaskirche“ nennt. — Wer denkt da nicht an Gerhard Hauptmanns „Der Narr in Christo Emanuel Quint“! — Aber der Narr hat den Wunderglauben, und in dessen Kraft erweckt er Tote zum Leben.

Der Wunderglaube ist also für Kaj Munk das Kriterium wahren Christentums. Zum Wunderglauben müssen alle Personen Stellung nehmen: der alte Borgen hat einmal an Wunder geglaubt, aber heutzutage geschehen keine Wunder mehr, weil man nicht mehr mit „Glauben“ beten kann. „Wie oft brennt in mir die Lust, nach Lourdes zu reisen, wo, wie die Katholiken sagen, Wunder geschehen!“ Inger glaubt, daß im stillen viele kleine Wunder geschehen. Mikkell glaubt es nicht. Der Arzt glaubt nur an die Wunder seiner Kunst, und sein Erfolg sind zwei Leichen. Schneider Peter glaubt nur an innere Bekehrungswunder. Nur der Narr und das siebenjährige Kind haben den Wunderglauben, den der Dichter fordert. Klingt das nicht wie ein „Credo, quia absurdum“? Klingt das nicht, als ob ein Abgrund zwischen Glauben und Verstand gähnte, der nur durch einen „Sprung“ überwunden werden kann?

„Siehe, die Zeit ist gekommen, wo Frauen und Kinder dem Greise die Wege zeigen“, sagt Paul Claudel in seiner „Verkündigung“. Und es ist merkwürdig, wie oft Kaj Munk uns an Paul Claudel erinnert, von dem ihn doch soviel trennt. Bei Kaj Munk eine typisch dänische und eine typisch protestantische Haltung bis in den Titel hinein: „Das Wort“. Bei Paul Claudel eine typisch katholische Geisteshaltung: „L'annonce faite à Marie.“ Man hat vom „Wort“ gesagt, daß es keine geistige Höhe habe; sehr oft wird die Religion lächerlich, so wenn Peter sagt: „Wir grüßen uns mit heiligem Kuß ... und trinken Kaffee unter geistlichen Gesprächen.“ Das fühlt auch der Grundtvigianer Borgen: „Mir gefallen diese Leute nicht, die ständig Gott im Munde führen wie Kautabak.“ Abstoßend wirkt, daß Tanz und Kartenspiel die schlimmsten Sünden zu sein scheinen, abstoßend die lieblose Härte gegen andere Christen, die man für Sünder hält, während man sich selbst für „erlöst“ ansieht, abstoßend der allzu starke Realismus, der eine rührselige

Begräbnisszene bis ins kleinste ausmalt, abstoßend vor allem die lieblose Donnerrede dessen, der die wahre Religion verkörpern soll und das Wunder wirkt. Abstoßend wirkt endlich im höchsten Grade, daß es ein Narr ist, der die tiefsten Wahrheiten ausspricht.

Aber eine kleine Szene, wo nämlich Johannes, der Narr, dem Kinde erklärt, was es heißt, eine Mutter im Himmel zu haben, ist in ihrer Reinheit unvergleichlich. „Eine Mutter im Himmel haben ... ist himmlisch. Wer das hat, ist nie allein. Sooft wir etwas Gutes tun, lächelt sie hinüber zu Gott, und er nickt ihr freundlich zu; gleich merken wir, daß unsere Mutter stolz auf uns ist; das macht uns so froh; denn einer Mutter Lächeln und eines Kindes Freude ist ein und dasselbe. ... Aber wenn wir böse sind, weint sie dann? ... Dann weint sie, und ihre Tränen tropfen auf unser Herz. Das nennt man Reue. Aber zu jeder betrübten Mutter lächelt Gott Vater; wenn dann ein böser Mensch drinnen im Herzen Gottes Lächeln in den Tränen seiner Mutter wahrnimmt, so beginnt auch er zu weinen, dann wird er weich und gut. ... Sie ist immer bei euch; keiner ist uns ständig so nah, wie die Mutter, die gestorben ist.“

Typisch ist, daß alle Szenen sich in engen Kammern abspielen. Und bei Paul Claudel? Weiter Raum, nächtliche Sterne, wogende Saaten, Sonnenschein und Berge. Eine echt katholische Umwelt: man hört vom Bau der Kathedralen, von Romfahrten, von Pilgerfahrten ins Heilige Land, von gottgeweihten Jungfrauen; man hört Angelusläuten und Choralgesang; ja selbst der Aussatz von Pierre Craon und von Violaine wirkt nicht so abstoßend wie manche Äußerung der Religiosität bei Kaj Munk. Bei Paul Claudel herrscht überall Reinheit und Harmonie, vor allem in Violaine. Auch sie verkörpert ja die Religion, auch sie wirkt Wunder, aber schlicht und unbefangen; sie ist eine Heilige, die in echt katholischem Opfergeist sich zu einer Güte durchgerungen hat, daß Gott sie als Werkzeug der Allmacht benützt. Hier ist kein nervenkranker, wahnsinniger Student, hier steht eine Heilige vor uns, die nicht nötig hat, zu schimpfen und zu donnern, um ihre Idee darzustellen. Bei ihr hat man keine Schwie-

rigkeit, zu glauben, daß Gott durch sie einen Aussätzigen heilt, ein Kind zum Leben erweckt und dabei die Augen des Kindes umschafft. Hier ist der Wunderglaube vernünftig, hier sind Vernunft und Glaube harmonisch geeint.

Wohl ist Paul Claudel nicht so lebensnah, so treffend im Ausdruck, so volkstümlich, so realistisch wie Kaj Munk, seine Charaktere sind nicht so greifbar; aber es liegt über all ihren Worten und Handlungen ein Ebenmaß, das die Seele für ewige Wahrheiten empfänglich macht. Wären bei Munk Gottes Natur und Dienst Gottes, Vernunft und Glaube, Ethos und Wahrheit, Kultur und Religion nicht durch solche Klüfte geschieden, so hätte sein Werk noch mehr ergriffen, und noch mehr Zuschauern wäre die Lust vergangen, „nach dem Schauspiel ein Café aufzusuchen“.

Gewiß hält Kaj Munk eine ernste Gewissenserforschung mit den ihn umgebenden religiösen Strömungen, aber ist dieses persönliche Überzeugtsein, dieses vertrauenssichere Erwarten eines Wunders als Kriterium der wahren Religiosität nicht ebenso einseitig und unbestimmt wie das von Kierkegaard als Kriterium aufgestellte Martyrium? Gewiß wird dieser Wunderglaube nie da aussterben, wo die wahre Religion ist, aber das ist nicht wesentlich, sondern begleitet sie nur, wie das Lächeln ein Kinderantlitz.

Aber trotz allem begrüßen wir Katholiken dieses Hinausgreifen nach übermenschlichen Kräften, nach übernatürlichen Mächten, das hier nicht, wie in Björnsons „Over Evne“ — die Situation ist ja dort ähnlich —, als menschliche Tragödie erlischt, sondern übernatürliche Wirklichkeiten von höchster Bedeutung verkündet: Auferstehungsglauben und Christi Macht in unserer Zeit. Solche Akkorde sind uns ein Zeugnis der „anima naturaliter catholica“.

Robert Groteclaes S. J.

Klosterleben im heutigen Lamaismus

Klösterliches Gemeinschaftsleben hat sich in allen großen Religionsformen entwickelt, bei Katholiken, Schismatikern und Protestanten, bei Mohammedanern und Hindus, am frühesten bei den Buddhisten, deren oft überwältigend